



Geschichtsverein Adliswil

Veröffentlichungen zur Adliswiler Geschichte, Teil 4:

Materialien zur Adliswiler Geschichte

E: Erinnerungen von Heinrich Günthardt-Kessler

bearbeitet von Christian Sieber

Vorbemerkung

Bei den Erinnerungen von Heinrich Günthardt (Jahrgang 1929) handelt es sich um Aufzeichnungen, die grösstenteils in den 1970er Jahren entstanden sind. Die Hervorhebungen im Text (**fett**) sowie die Ergänzungen und Bemerkungen (kursiv und in eckigen Klammern) stammen von Christian Sieber.

Die Eltern von Heinrich Günthardt, Heinrich Günthardt (1890–1971) und Elisabeth, geborene Carle (1907–1996), heirateten 1928 und wohnten mit ihren drei Kindern Heinrich, Walter und Hanna in einem neu erbauten Einfamilienhaus an der Leimbachstrasse 20 in Oberleimbach. Der Vater, ursprünglich Landwirt, arbeitete nach dem Ersten Weltkrieg als Magaziner in der Verteilzentrale des Konsumvereins Zürich an der Werdstrasse in Zürich.

Der Grossvater von Heinrich Günthardt, Heinrich Günthardt (1857–1932), war Landwirt und wohnte mit seiner Frau Wilhelmina, geborene Meier (1863–1948), und den 10 Kindern im (längst abgebrochenen) Bauernhaus an der Albisstrasse 27. Er amtierte als Sekundarschulpfleger, Feuerwehrkommandant und Gemeinderat (Exekutive) und war 1907–1916 Gemeindepräsident von Adliswil.

Erinnerungen an die Zeit des Zweiten Weltkriegs

1. Vor dem Krieg

1938 war Adliswil noch ein richtiges Dorf, viele Bewohner kannten sich. In den Häusern war der **Komfort noch bescheiden**. Kühlschränke und Waschmaschinen fehlten. Die Wäsche besorgten die Hausfrauen mit Waschtrog und Waschbrett. In unserem Haus stand in der Waschküche im Keller ein grosser Ofen mit Kupferkessel, aus dem das heisse Wasser über Röhren in die Badewanne oder die Waschröge floss. Im Wohnzimmer stand ein grosser Kachelofen, im 1. Stock ein kleinerer Ofen. Geheizt wurde mit Holz. In den meisten Häusern Adliswil war die Einrichtung ähnlich. In der Küche standen ein Gasherd und ein elektrischer Backofen. Das Fernsehen war noch nicht erfunden, aber fast alle Leute besaßen ein Radio. Telefone hingegen waren noch selten.

Lebensmittel und andere Dinge für den täglichen Bedarf kaufte man in den vielen kleinen Lädli. Dort verlangte man z.B. ein Kilo Mehl, ein Kilo Zucker, ein Pfund Haferflöckli, und die Verkäuferin stellte einen Papiersack auf die Waage und einen Gewichtstein auf die Gegenseite, und schüttete aus grossen Glasschubladen das Gewünschte in die Säcke. Dann schrieb sie die Preise auf einen Zettel und zählte sie im Kopf zusammen. (Die Selbstbedienung kam erst viel später auf.)

Milch, Butter und Käse bezog man in der **Milchhütte**, wo die Bauern ihre Milch abliefern. Man brachte den eigenen Milchkessel mit, und sie wurde mit dem Litermass hineingeschöpft.

Die **Strassen** in Adliswil waren alle schmaler als heute, vor den Häusern lagen Vorgärten für Gemüse und manchmal Blumen. Nur die wichtigsten Strassen hatten Teerbelag, andere wie die Leimbach- und die Wachtstrasse hatten keinen und auch kein Trottoir. Fuhr dort eines der wenigen Autos durch, entstand dahinter eine dicke Staubfahne. Nach starken Regen bildeten sich Rinnen (vor unserem Haus einmal 1 Meter tief). Oft trieben die **Bauern** ihre Kuhherden über die Strassen zur Weide, und so lag mancher Kuhfladen nicht nur an der Soodstrasse, sondern auch mitten im Dorfzentrum.

2. Der Krieg beginnt

1939 wurde ich 10 Jahre alt und begann zu begreifen, dass in Europa **Unheilvolles** geschah. Mein Vater hörte oft Radio, immer die Nachrichten, dann auch einmal den deutschen Sender Stuttgart. Da hörte man die wilde Stimme Hitlers, die sich zur Ekstase steigerte. Einmal sagte Papa empört: „de Hitler hät di ganz Tschechoslowakei gfrässe!“ Dann diskutierte er mit Nachbarn und Verwandten, und die sagten immer wieder: „wie kann ein so intelligentes Volk wie die Deutschen auf so einen hereinfallen!“

Eines Mittags nach 12 Uhr war ich eben von der Schule heimgekommen und stand mit Geschwistern und Nachbarskindern auf der Strasse. Wir warteten auf Papa, der immer über Mittag mit der Bahn zum Essen heimkam. Da heulten überall die **Sirenen**. Hitler hatte Polen überfallen. In gedrück-

ter Stimmung assen wir zu Mittag. Die Nachbarinnen klagten nachher: „die hätten doch warten können mit den Sirenen bis nach dem Essen, man mochte ja gar nicht mehr essen.“ Bald sah man überall auf den Strassen Soldaten mit Tornister und Gewehr, die zum **Aktivdienst** einrückten. Und viele Leute eilten in die Läden, um Lebensmittel zu hamstern. Das wurde aber rasch unterbunden, alle Läden wurden für zwei Tage geschlossen, dann wurden **Rationierungsmarken** ausgegeben. Viele Lebensmittel und anderes waren nun rationiert, nur mit Coupons erhältlich, bald einmal auch Kleider und Schuhe. Mein Vater flickte die Löcher in unseren Schuhen mit Stücken von einem alten Velopneu und nagelte „Iseli“ auf die Absätze. Bald sah man auch viele Kinder mit geflickten Kleidern. Die Mutter ermahnte uns, zu den Kleidern mehr Sorge zu tragen.

Bald kam die „**Anbauschlacht**“. Jedermann, der es konnte, musste wenigstens einen Garten mit Gemüse anpflanzen; bei den meisten Häusern in Adliswil war er bereits vorhanden. Den Bauern waren grosse Kartoffelfelder vorgeschrieben. Es gab damals noch recht viele Bauern in Adliswil. Wie viele Leute, legten wir zu Hause Wintervorräte an. Auch wir Kinder halfen, Stangenbohnen und Apfelstückli auf Fäden zu ziehen. Diese hängten wir dann unter dem Dach auf zum Trocknen. Früchte wurden sterilisiert.

Dann kam keine Kohle mehr ins Land, die Deutschen brauchten sie selbst für ihre Rüstungsindustrie. So sah man bald überall Frauen mit Kindern, aber auch alte Leute, mit Leiterwagen in die Wälder ziehen, um **Fallholz** für die Heizungen zu sammeln.

Die **Stimmung** in der Adliswiler Bevölkerung (wie im ganzen Land) war sehr antideutsch. Trotz der ernsten Lage zirkulierten bald viele Hitler-Witze. Papa hörte stets die neuesten im Konsumverein, wo er arbeitete. Nur einer fällt mir noch ein: An einer Parade in Deutschland rief die Menge dauernd „Heil Hitler“. Nur der einzige Schweizer, der dort war, begann „Heil Hodler“ zu rufen. Als die Umstehenden fragten, was er da rufe, sagte er, Hodler sei der beste Schweizer Maler. (Hitler versuchte sich vor dem Ersten Weltkrieg als Kunstmaler.) [*der Witz ist auch dokumentiert in: Fritz Karl Michael Hillenbrand, Underground Humour in Nazi Germany 1933–1945, London und New York 1995, S. 87*] Es gab aber auch in Adliswil **Nazifreunde**. In Oberleimbach lebten zwei Brüder Wydler, der eine war mit einer Deutschen verheiratet und Nazifreund, so lebten die Brüder für den Rest ihres Lebens in Streit. An der Baldernstrasse wohnte die Familie Lohmann, Deutsche und politisch aktiv. Sofort nach Kriegsende wurde sie ausgewiesen. Besonders berüchtigt war im Dorf ein Deutscher namens Pohl.

3. Während des Krieges

Bei Kriegsbeginn war ich 10, bei Kriegsende 15 Jahre alt.

In der Schule fragte der Lehrer, wer von unserer Klasse schon einmal im Ausland gewesen sei. Nur ein Einziger meldete sich, er war vor dem Krieg einmal mit den Eltern in Frankreich.

Mit zunehmendem Alter begann ich mich mehr für das **Weltgeschehen** zu interessieren. Auch unter uns Schülern in der Klasse diskutierten wir darüber, aber die Lehrer redeten nicht darüber. Nach der Besetzung Polens war der Krieg wie eingeschlafen. Dann plötzlich dauerten die Radionachrichten wieder doppelt so lang wie normal: Die Deutschen hatten in wenigen Tagen Dänemark und Norwegen besetzt. Wenig später geschah dasselbe mit Belgien und Holland. Jetzt bekamen die Leute wirklich Angst, und die Erwachsenen befürchteten, die Deutschen könnten auch die Schweiz angreifen. In jenen Tagen flohen auch Leute aus Adliswil in die **Innerschweiz**, wo sie sich sicherer fühlten. Auch unser Hausarzt Dr. Zimmermann aus Wollishofen verschwand in jene Richtung. Doch auch die Zurückgebliebenen – das waren die meisten – machten sich Gedanken. Meine Mutter sagte mir, schon in den nächsten Tagen könnten deutsche Soldaten auftauchen, und dann wäre es am besten, wir würden uns im Wald gegen die Baldern hinauf verstecken. Dazu sollten wir das Allernötigste auf unserem Leiterwagen bereithalten zum mitnehmen. Sie wollte mit mir eine Liste machen mit den wichtigsten Sachen. Eine grosse Hilfe war ich ihr nicht; ich wollte unbedingt ein Buch mitnehmen, das ich zuvor geschenkt bekommen hatte.

Mehr als einmal machte das Gerücht die Runde, die Deutschen hätten grosse Truppenmassen im Schwarzwald zusammengezogen, und würden in den nächsten Tagen **angreifen**. Besonders Familien, von denen der Vater oder erwachsene Söhne in der Armee an der Grenze standen, machten sich

grosse Sorgen. Verwandte und Nachbarn sprachen jetzt viel über den Bundesrat und noch mehr über **General Guisan**, in den sie weit mehr Vertrauen hatten. Und schon bald hing ein Bild des Generals in vielen Stuben und auch in einzelnen Wirtschaften. Von den Bundesräten war der Minger der weitaus populärste, den andern traute man weniger.

Die **Rationierung** wurde jetzt viel schärfer, und die Rationen nahmen bis Kriegsende noch mehr ab. Äusserst knapp waren Zucker, Mehl und Eier. Nur sehr selten reichte es für den früher üblichen selbstgebackenen Sonntagskuchen. Die Bäcker durften nur Brot verkaufen, das zwei Tage alt war, und sie mussten dem Mehl Kartoffeln beimischen.

An 2 Tagen pro Woche durfte kein Fleisch mehr gegessen werden, dann blieben auch die Metzgereien geschlossen. Angeblich wurden an diesen Tagen in den Häusern Kontrollen durchgeführt. Da machte auch ein Witz die Runde: Metzger X hatte einem Kunden eine Fleischpastete verkauft. Der ass sie erst am folgenden Tag, verbotenerweise. Und gleich darauf erschienen die Kontrolleure, rochen an den Pfannen und nahmen den Mann mit. Der Magen wurde ihm ausgepumpt. Und das Resultat: es war kein Fleisch in der Pastete. Jetzt kam die Vorschrift, nachts die Häuser zu **verdunkeln**, es durfte kein Licht nach draussen scheinen. Fremde Flugzeuge sollten sich nicht nach den Lichtern orientieren können. In unserem Haus befestigten die Eltern überall schwarze Vorhänge.

Überall hingen Plakate an den Reklamesäulen: „Wer nicht schweigen kann, schadet der Heimat“. Die Zeitungen berichteten von **Landesverrätern**, sie wurden vor Militärgericht gestellt und zum Teil erschossen.

Zeitungen und Radio übten eine Art **Selbstzensur**: sie hatten sich neutral zu verhalten und vor allem nicht unvorteilhaft für die Deutschen zu berichten. Es war bekannt, dass der deutsche Gesandte in Bern immer wieder beim Bundesrat protestierte.

Inzwischen hatten die Deutschen auch den Balkan besetzt; fast alle Leute rechneten jetzt damit, dass sie den Krieg gewinnen würden. Erdöl kam kaum noch in die Schweiz. Nur noch sehr selten kam ein Auto gefahren, und sie hatten einen Anhänger, genannt „**Holzvergaser**“. Sie bildeten den Ersatztreibstoff „Emser Wasser“.

Für die Kinder hatten die fehlenden Autos auch ihr Gutes. In den damals kalten Wintern fiel oft viel Schnee, und so konnten wir oft Abend für Abend die Leimbachstrasse hinunter schlitteln, manchmal bis fast vors Bahngleise beim alten Sood-Bahnhöfli.

Manchmal war auch **Militär** in Adliswil einquartiert. Im alten Türmli-Schulhaus waren im Keller sogar Arrestzellen eingerichtet. In den Schulpausen bettelten dann manchmal Insassen durchs schmale Oberlicht uns Kinder um Zigaretten an. Aber wir hatten keine und auch kein Geld.

Als Hitler Mitte 1941 die Sowjetunion angriff, ging ein gewisses Aufatmen durch die Bevölkerung. Da werde sich Hitler die Zähne ausbeissen, glaubte man, und da blieben ihm zu wenig Truppen, um auch noch die Schweiz anzugreifen.

In jenen Jahren gab es eine grosse Engerlingplage; die Tiere fressen den Pflanzen die Wurzeln ab und konnten ganze Felder ruinieren. Wenn dann die **Maikäfer** schlüpften, riefen die Behörden zum Einsammeln auf. Mit einem alten Leintuch bewaffnet ging ich da fleissig mit Bruder und Schwester zu den nahen Waldrändern. Dort breiteten wir das Tuch aus, schüttelten die dünneren Bäume oder tiefere Äste, und schon prasselten die Käfer zu Hunderten herunter. Zuhause mussten wir die Tiere mit kochendem Wasser übergiessen, dann brachten wir sie zur Sammelstelle bei Bauer Juchli an der Soodstrasse. Für jeden Liter Käfer erhielt man Ende Mai 20 Rappen. – Es wunderte mich, was mit den toten Käfern geschehe. Die Antwort bekam ich bald einmal auf der Brücke über die Sihl: riesige Mengen toter Käfer kamen den Fluss hinunter geschwommen.

Meine Schulkameraden und ich besprachen das Kriegsgeschehen immer auf dem Heimweg, der Soodstrasse entlang. Zu Hause sassen wir am **Radio**, drehten die Knöpfe und suchten nach „Geheimsendern“. Es gab ein paar Sender, von denen niemand wusste, wo sie sich befanden, zum Teil sprachen sie völlig sinnlose, codierte Texte. Dazwischen immer wieder deutsche Sender, mit rassischer Militärmusik und Soldatenliedern („Denn wir fahren gegen Engeland“). Zu bestimmten Zeiten war auch Radio England zu hören mit Nachrichten in Deutsch, aber immer schlecht verständlich wegen der deutschen Störsender. Diese störten auch immer pünktlich von halb acht Uhr abends an, die Schweizer Nachrichten von „Beromünster“. Oft verstand man kaum noch ein Wort.

Es gab heisse Sommer. Der Weg ins Seebad Kilchberg war weit. So **badeten** viele Adliswiler Kinder in den Fabrikkanälen der MSA und der Spinnerei. Auch ein kurzes Stück Sihl war geeignet: in der Tüfi hatte der Fluss in der Kurve eine tiefe Rinne ausgeschwemmt, in der man kaum noch abstehen konnte. Da liessen wir uns vom Wasser hinunter treiben. Die Vertiefung ist längst mit Geschiebe aufgefüllt.

Die heissen Tage liessen aber auch Lebensmittel rascher verderben. Es gab nirgends Kühlschränke, sogar die Wirtschaften kühlten ihre Bierkeller mit grossen Eisbarren, die von Pferdefuhrwerken herangeführt wurden.

Bei uns zu Hause stellten wir die **frische Milch**, für die wir kostbare Rationierungsmarken abgegeben hatten, in den kühlen Keller. Trotzdem wurde sie manchmal innert Stunden sauer. Das Pasteurisieren war noch nicht erfunden.

Trotz der schwierigen Zeit gab es weiter die beliebten **Schulreisen**, einmal mit einer Schifffahrt auf dem Vierwaldstättersee, einmal mit einem Aufstieg vom Walensee auf die Seebenalp. Sonst aber kam ich wie die meisten Kinder kaum von Adliswil weg, nur gelegentlich nach Zürich oder in die nähere Umgebung.

1943 kam allmählich die **Wende**. In Russland waren die Deutschen auf dem Rückzug. In Italien war Mussolini gestürzt worden. Doch nun war die Schweiz plötzlich von deutschen Truppen umzingelt.

Viel häufiger als vorher heulten jetzt nachts von überall her die Sirenen – Luftalarm. Die Scheinwerfer der Luftabwehr suchten den Himmel ab. Dann hörten wir das dumpfe Brummen der britischen und amerikanischen **Luftgeschwader** auf dem Weg nach Norditalien, wo sie die Industriestädte bombardierten. In den folgenden Tagen berichteten die Zeitungen von den vielen Toten.

Mein Vater war in grosser Sorge um seinen Bruder Paul, der seit langem mit seiner Familie in Turin lebte. Nur sehr selten kam ein Brief von ihm, kurz und zensuriert. Dann durften wir ihm zurück schreiben, nur in Druckbuchstaben, maximal 125 Zeichen.

Gegen Ende des Krieges unternahmen meine Eltern mit uns Kindern einmal einen Ausflug nach Dübendorf. Dort war ein **amerikanischer Bomber** zu sehen, der dort notlanden musste. Die internierten jungen US-Piloten zogen Kaugummi kauend durch die Strassen. Einige hatten junge, stark geschminkte und aufgetakelte Schweizer Mädchen am Arm, die immer wieder jauchzten. Ältere Leute schüttelten den Kopf.

In den Zeitungen erschienen nun Bilder von **Konzentrationslagern**, die von den alliierten Truppen besetzt worden waren. Es waren schreckliche Bilder, mit bis auf die Knochen abgemagerten Menschen. Dazu erfuhr man von den Gaskammern von Auschwitz. Ich weiss noch, wie entsetzt meine Eltern waren. Allgemein hatte man gewusst, dass es besonders den Juden in Deutschland schlecht ging, aber nicht, dass so viele umgebracht wurden.

In den letzten Monaten vor Kriegsende waren die Rationen auf den tiefsten Stand gefallen. Nach dem Ende des Krieges besserte sich die Lage schrittweise, aber relativ rasch.

Vieles gab es aber vorerst nirgends zu kaufen. Mein Vater wartete lange auf einen neuen Velo-pneu, denn seine waren abgefahren und durch einzelne Löcher schaute der Gummischlauch heraus.

Zum ersten Mal ins **Ausland** gelangte ich als Zwanzigjähriger, bei einem Ausflug nach Waldshut, mit dem erforderlichen deutschen Visum im Pass.

4. Während des Krieges (Ergänzungen I)

In Adliswil war mehr als einmal **Militär** einquartiert. Einmal war dies während der allgemeinen Schulferien, da dienten unsere Schulzimmer im alten Türmli-Schulhaus als Truppenunterkunft. Einmal war auch Militär in der Turnhalle beim Sekundarschulhaus untergebracht.

Eine lustige, aber völlig nebensächliche Begebenheit hat sich mir eingeprägt: Als ich einmal auf meinem Schulweg von Oberleimbach durch die Soodstrasse ging, kam mir ein grösserer Trupp Soldaten entgegen; alle trugen die Gasmaske. Ein Hund, der unbekümmert umherstreunte, sah sie plötzlich und ergriff heulend die Flucht.

Wir wussten, dass es um etwa 1940/42 **Internierte** in Adliswil gab, aber in Oberleimbach bekamen wir sie kaum zu sehen. Allerdings gingen wir kaum ins Gebiet der MSA. Als ich einmal auf dem Heimweg von der Schule die Leimbachstrasse hinaufging, sprach dort ein junger Mann aus Polen in gebrochenem Deutsch zu den Leuten, die in den Hausgärten arbeiteten. Er sagte, er dürfte sich eigentlich nicht weit vom Lager entfernen, aber das sei sehr langweilig für ihn.

Kurz nach Kriegsbeginn wurden an den Strassenkreuzungen überall die **Wegweiser** entfernt, so auch auf der Hauptkreuzung Albisstrasse / Soodstrasse / Bahnhofbrücke. Damit sollte bei einem Einmarsch fremder Truppen deren Orientierung erschwert werden. Es kam dann vor, dass der eine oder andere der seltenen Autofahrer nach dem Weg fragen musste.

Etwa um die Kriegsmitte wurden unter der Bahnhofbrücke **Sprengladungen** angebracht. (Die Wachtbrücke existierte noch nicht.) Die Brücke wurde ständig militärisch bewacht. Wir Kinder auf dem Weg ins Sekundarschulhaus gingen da mit etwas mulmigem Gefühl darüber.

Auf Adliswiler Gebiet wurden damals einige **Bunker** errichtet. Einen sehe ich noch gelegentlich, schon etwas überwachsen, zwischen den Waldbäumen in der Nähe des Friedhofs, nahe der Rütistrasse und dem Fussweg, der zur Mühlebrücke hinunterführt.

Immer vor Monatsbeginn musste die Bevölkerung die **Rationierungsmarken** für den folgenden Monat in einem Büro abholen. Es befand sich im alten Türmli-Schulhaus, im Parterre, rechts. An den Diebstahl von Rationierungsmarken 1945 mag ich mich schwach erinnern, weil wir länger auf die neuen Marken warten mussten.

Vor dem Krieg führte der Coiffeur Thomas an der Soodstrasse bei der „Sihlburg“ einen Herren-Salon. Er war ein freundlicher, gesprächiger Mann und sprach eine Mischung aus Schwäbisch und Schweizerdeutsch. Wie viele **Deutsche** in der Schweiz, erhielt auch er bei Kriegsausbruch das Aufgebot für den Kriegsdienst im Deutschen Reich. Das Bedauern über den Weggang des beliebten Coiffeurs war allgemein. Man hörte nie wieder etwas von ihm.

5. Während des Krieges (Ergänzungen II)

In den Winterjahren war die **Versorgung** mit Früchten und Gemüse schlecht. Es gab ja noch keine Tiefkühler, auch normale Kühlschränke gab es noch kaum. Die meisten Häuser hatten aber grosse Vorgärten, selbst zu den wenigen Häuserblocks gehörten ein paar Gartenbeete (viele sind längst Parkplätzen und Strassenverbreiterungen gewichen). So machte man manches haltbar durch Dörren. Bei mir zu Hause zogen wir Bohnen an lange Fäden auf, und hängten sie auf dem Balkon unter dem schützenden Vordach auf. Zwetschgen, Birnen, Pflaumen und Kirschen dörreten wir im Backofen. Auch Apfel, in Ringe geschnitten, dörreten wir auf die eine oder andere Art.

Um das weitverbreitete **Dörren** zu vereinfachen oder auch zum Stromsparen errichtete die Gemeinde eine Dörranlage im Schulhaus Brücke, im Keller auf der Rückseite. Das war, wenn ich mich richtig erinnere, erst gegen Kriegsende – reichlich spät, fanden die Leute. Dort konnte man Früchte und Gemüse, auf Blechen etc. verteilt, zum Dörren bringen und anderntags abholen, für wenig Geld. Die Anlage wurde nach dem Krieg relativ bald aufgehoben.

Textilien waren zu jener Zeit teuer, zudem rationiert. Die Löhne waren tief, grösster Haushaltsposten war die Nahrung. Für Kleidung blieb da nur wenig. So wurden die Kleider geflickt. Besonders Buben kamen mit geflickten Hosen zur Schule. Die Mütter nähten einen „Blätz“ auf, oft auch in einer andern Farbe, was sie gerade an alten Stoffresten hatten. Nähmaschinen standen in fast allen Haushalten. Die Hausfrauen waren aber unterschiedlich begabt. Aber nie habe ich gehört, dass ein Kind deswegen ausgelacht wurde.

So konnten wir überzählige Textil-Rationierungscoupons mit andern Leuten gegen solche für Lebensmittel tauschen. Meine Mutter erhielt so oft Haferflocken. Solcher **Couponstausch** war weit verbreitet.

Schafwolle war rar und rationiert. Viele Hausfrauen strickten damals Pullover und Socken, auch Hosen für Kleinkinder etc. selbst. Da sah man manchmal Frauen zu dritt oder viert vor den Häusern sitzen mit einer „Lismete“ und mit den Stricknadeln klappern. Ärger gab es mit Fallmaschen oder

Fehlern im Muster. Im Lauf des Krieges kam dann **Zellwolle** auf (Holz-Abfallprodukt). Die Kleider daraus bewährten sich aber nicht. Schon nach der ersten Wäsche verzogen sie sich ganz unregelmässig.

In der Nähe des Schwedehofs [*an der damaligen Weberei- bzw. der heutigen Kronenstrasse*] führte damals eine Frau Huber ein Wulle-Lädeli. Sie hortete aus der Vorkriegszeit ein heimliches Lager von Wollsträngen, die sie für noch schlechtere Zeiten aufbewahrte. Als nach dem Krieg wieder genügend Wolle da war, zog sie ihren Vorrat hervor und stellte fest, dass er von Schaben völlig zerfressen war.

In den Kriegsjahren und schon vorher wurden in Deutschland alle **Fremdwörter** verdeutscht. Über einige gab es hier viel zu lachen. Fernsprecher statt Telefon war noch normal, doch Bananen wurden zu Schlauchäpfeln, und Pudding zu Wackelspeise.

In vielen Läden hingen „Fliegenfänger“ von der Decke, lange klebrige Streifen, bald mit vielen toten Fliegen dran, eine unappetitliche Sache. Sie waren auch in einzelnen Privathäusern zu sehen, oft in Bauernküchen und in den Ställen.

Der damalige Sekundarlehrer Louis Wirz (bei dem ich einzelne Fächer besuchte) erzählte uns, dass er mit seiner Wüschelrute **Wasseradern** im Boden spüren könne. Er habe für die Gemeinde schon mehrere ergiebige Quellen finden können, die dann gefasst wurden. Nur wenige Leute hätten diese Gabe, die er sich nicht erklären könne, er habe sie einfach. Lehrer Wirz war für uns sehr glaubwürdig. Er wurde 1949 pensioniert.

6. Während des Krieges (Ergänzungen III)

Manchmal wurden wir Schulkinder eingespannt, um von Haus zu Haus **Abzeichen** zu verkaufen, für den 1. August zu einem Franken, oder um Pro Juventute-Marken zu verkaufen. Wir gingen zu zweit, und abrechnen mussten wir mit dem Klassenlehrer.

Es war wohl 1942, als es eine solche Sammlung gab, ich glaube, für die **Flüchtlingshilfe**: den Wochenbatzen. Mit einem Mitschüler war mir das Gebiet Rainstrasse, August-Müller-Strasse usw. zugeteilt. Von Haus zu Haus gingen wir klingeln, um jede Woche 10 Rappen einzuziehen. Für jede/-n Spender/Spenderin führten wir eine Karte mit, jede zu 40 Feldern, so dass nach 40 Wochen die Karte voll bezahlt war. Die Spendenbereitschaft war recht gross, aber zum Teil wurden wir auch weggeschickt, oder es war nie jemand zu Hause. Oft bezahlten Einzelne gleich 50 Rp. für 5 Wochen aufs Mal. Abrechnen mussten wir mit Lehrer Strasser.

Der Ausdruck „Batzen“ war damals noch recht gebräuchlich für das Zehnrappenstück. Besonders ältere Leute gaben Kindern für Botengänge eines: „sä da, häsch no en Batze“. In der Bäckerei erhielt man dafür z.B. ein Schoggi-S oder einen „Spitzbueb“, oder im Lädeli 10 Sugus-Zeltli, einzeln abgezählt.

Das Gebiet der heutigen Schürbachstrasse in Oberleimbach (gegenüber Haus Leimbachstr. 32) war während des Krieges noch hügeliges Wiesland. Besitzer war der Bauer Erb vom Mittelleimbach. Nach dem Krieg wollte er es verkaufen, ein Jahr lang stand dort die Tafel „Bauland zu verkaufen“. Frau Nievergelt von gegenüber meinte: „der Erb spinnt ja, 50 Rappen für den Quadratmeter will der.“

7. Das Flüchtlingslager in der MSA 1945

An das Flüchtlingslager in der MSA kann ich mich gut erinnern. Es befand sich im Quertrakt der MSA gegenüber dem heutigen „Rössli“. Im Januar 1945 hatte ich meine Lehre bei der Schokoladenfabrik Sturzenegger begonnen, im Nachbargebäude sihlseits. Ich war damals 15 Jahre alt.

Der Vorplatz des Quertrakts sah damals anders aus. Im Januar waren dort keine Flüchtlinge. Diese waren eines Tages im Frühling einfach da, ohne dass man vorher etwas darüber vernommen hätte. Der Lagereingang befand sich ungefähr in der Mitte der Hausfront, etwa hinter dem heutigen Brunnen. Wenige Treppenstufen führten hinab in die Unterkunft.

Immer standen beim Eingang zwei Soldaten Wache. Drinnen waren offensichtlich enge Verhältnisse. Da standen Pritschenbetten übereinander, ähnlich wie in Militär- und in späteren Zivilschutz-Unterkünften. Wenn ich daran vorbeiging, sah ich drinnen stets ein Gewimmel von Leuten, ich hatte

den Eindruck, die meisten Flüchtlinge blieben den ganzen Tag drinnen. Nur ein kleiner Teil ging nach draussen und ging in der nächsten Umgebung umher; oft waren es ältere Paare. Sie wollten oder durften sich nicht weiter entfernen. Die meisten wirkten irgendwie sonderbar, ängstlich oder verschüchtert. Sie versuchten auch kaum, mit Einheimischen zu sprechen. Allgemein glaubte man, die Flüchtlinge kämen aus Osteuropa. Kinder sah ich keine dabei.

Das Lager bestand nur kurze Zeit, aber genaueres kann ich nicht sagen, vielleicht ein bis zwei Monate? Und ebenso plötzlich wie es gekommen war, wurde das Lager aufgehoben. Als ich eines Morgens zur Arbeit ging, war nichts mehr da, Flüchtlinge und Militär einfach verschwunden, niemand wusste Näheres.

Offenbar hatten doch einige junge Männer aus dem Lager versucht, Kontakte zu Dorfbewohnern zu knüpfen. Eine junge Schoggi-Arbeiterin war untröstlich. Einer der Lagerbewohner habe ihr gesagt, er werde nach Amerika gehen und ihr versprochen, sie mitzunehmen, und jetzt sei er einfach fort.

8. Meine kaufmännische Lehre in Adliswil 1945–1948

Mein letztes Schuljahr, 1944, fiel in eine schwierige Zeit. Es war das fünfte Jahr des zweiten Weltkriegs. Rings um die Schweiz standen deutsche Truppen. Die Lebensmittel waren knapp und nur mit Rationierungsmarken erhältlich, ebenso Kleider, Schuhe, Waschmittel. Benzin gab es kaum noch, äusserst selten kam ein Auto daher; es gab schon vor dem Krieg nicht viele. Geheizt wurde meist mit Holz. Kohle war rar und teuer, Ölheizungen waren ohnehin noch kaum vorhanden. Allgemein lebte man noch mit wenig Komfort – Kühlschränke, Waschmaschinen, Telefonanschlüsse waren in den Privathäusern noch selten.

Gegen Ende des Jahres machte ich mir Gedanken, welchen Beruf ich erlernen sollte. Da traf ich eines Tages im Dezember auf der Brücke (der heutigen Bahnhofbrücke) den alten Sekundarlehrer [Louis] Wirz. Er fragte, ob ich schon eine **Lehrstelle** habe, oder ob ich nicht aufs Büro möchte, der Sturzenegger suche nämlich einen Lehrling. Der Sturzenegger, das war eine kleine **Schokoladefabrik** in den alten Gebäuden der MSA, der früheren Seidenweberei Adliswil.

Wenige Tage später stand ich dort in Begleitung meiner Mutter dem „Sturzenegger“ gegenüber. Er zeigte sich als sehr freundlich und umgänglich. Nach einem Blick in meine Schulzeugnisse war er sofort bereit, mich einzustellen und sagte, ich müsse die Schule nicht bis Ostern fertigmachen, sondern könne nach Neujahr gleich beginnen, es habe viel Arbeit.

So startete ich in den ersten Januartagen im vorgeschriebenen dunkelblauen Berufsmantel zu meiner Lehre in den zwei Büros mit den groben Holzböden und der Trennwand aus Sperrholz. Nun sortierte ich wochenlang dicke Stösse von Kontoblättern nach dem Alphabet, die der Buchhalter Fader mit seiner schwer leserlichen Handschrift beschriftet hatte. Und schon am ersten Tag erklang aus dem andern Büro ein verärgertes „Himmel, Arsch und Wulchebruch“. Und der Ausruf wiederholte sich mehrmals täglich, Tag um Tag, Woche um Woche. Er kam vom kleingewachsenen Fakturisten Grossmann und bedeutete, dass ihm wieder eine Kundenrechnung misslungen war. Dann machte es „ratsch“ aus seiner Vorkriegs-Schreibmaschine und Papier wurde zerrissen. Trotz seines kargen Lohnes von 15 Franken pro Tag war er ein umgänglicher Mann und führte seine Bücher mit einer sehr schönen Handschrift. Geduldig und genau erklärte er mir, was ich zu lernen hatte.

Der junge **Buchhalter** dagegen war ein barscher Typ. Er war erst vor kurzem eingetreten, und die in Handschrift geführte Buchhaltung lag um Monate im Rückstand. Unsere Arbeitszeit war 48 Stunden pro Woche. Am Samstag wurde bis mittags ein Uhr gearbeitet.

Im anschliessenden Raum arbeitete der alte **Packer Odermatt**, immer zufrieden und zu Spässen aufgelegt, obwohl er über 65 war und noch arbeiten musste, weil er keine Altersrente bekam und es die AHV noch nicht gab. Morgens bestieg er das Geschäftsvelo mit Anhänger, belud es im Güterschuppen beim Bahnhof Adliswil mit den eingetroffenen Paketen, und fuhr im Schritttempo und Stumpfen rauchend zur Fabrik zurück. Der Weg durchs Dorf war damals noch mit Wirtshäusern gesegnet: beim Bahnhof das „Gartenrestaurant Bahnhof“, genannt „Kafi Weber“, dann der uralte „Adler“ und der „Weingarten“, und auf der rechten Seite folgten die „Alte Post“, der Albishof und das Alpenrösli. Und immer stieg unser Packer am einen oder andern Ort ab, genehmigte sich einen

Schnaps oder auch mehr als einen, und dann fuhr er noch langsamer und in einem leichten Slalom zur Fabrik zurück.

Mein **Lehrmeister** [Albert] Sturzenegger war ein umgänglicher Mann, sehr intelligent und immer voller Ideen. Er war um 45 Jahre alt und in seinem früheren Leben war nicht alles rund gelaufen. Er hatte immer starken Durst und rauchte täglich drei Päckli Zigaretten. Heimlich wurde er der „Prinzgemahl“ genannt, denn die Schoggifabrik gehörte seiner Frau [Rosa Sturzenegger-Heusser]. Jeden Morgen um halb acht kam das Ehepaar vom Zipfelweg zu Fuss in die Fabrik. Dort gab ihm die Frau täglich vor anwesendem Büropersonal sieben Franken Sackgeld aus der Geschäftskasse, worauf er sich zu einer Pintenkehr verzog. Das Trinken war damals noch billig, ein Becher Bier kostete 30, ein Schnaps 40 Rappen.

Das Sackgeld war stets im Lauf des Vormittags durch, und mein Lehrmeister erschien wieder in der Fabrik. Gegen zwölf Uhr hatte ich mit dem Geschäftsvelo zur Wohnung Sturzenegger am Zipfelweg zu fahren, wo die älteste Tochter das Mittagessen gekocht hatte und es mir in einem Essenträger, bestehend aus vier kleinen Pfannen, mitgab. Das Ehepaar ass dann im Privatbüro, während ich wie die meisten Beschäftigten zum Essen nach Hause ging.

Die Briefpost und kleinere Pakete brachte der wohlbeleibte **Briefträger Schärer** ins Büro. Er war bekannt als Gesundheitsbeter. Stets hatte er für alle ein paar fröhliche Worte, und einmal erzählte er uns von seiner besonderen Gabe, die ihm der Herrgott verliehen habe. Er könne zu Kranken gehen und für sie beten, und viele würden gesund oder es gehe ihnen wenigstens besser. Allerdings wirke es nicht immer. Er tue es nicht ums Geld und wolle keines dafür, aber Einzelne gäben ihm trotzdem etwas.

In der grossen **Fabrikationshalle** stand als Kernstück ein grosses Rührwerk, eine Conche, in der die Schokolademasse in der Regel über 24 Stunden fein gemahlen wurde. Sonst waren nur wenige einfache Maschinen vorhanden, jedoch viele Geräte und Gussformen. Fast alles war Handarbeit. An langen Tischreihen sassn Frauen aus dem Dorf und wickelten die fertigen Schoggistengel von Hand in bedruckte Alufolien. Auch Frau Sturzenegger sass meist dabei und hatte ein wachsames Auge in alle Richtungen. Ihr Mann dagegen liess sich am Nachmittag oft einen Fünfliber aus der Portokasse „für den Coiffeur“ und startete zu einer zweiten Dorfrunde.

Ein technisches Wunder gab es in der Fabrik: eine **Gegensprechanlage**. Damit konnte man vom Privatbüro aus die Lautsprecher in unserem Büro, in der Packerei und in der Fabrikationshalle aufrufen. Wir wussten allerdings, dass der „Prinzgemahl“, wie wir den Sturzi heimlich nannten, manchmal in seinem Büro sass und stumm zuhörte, was im Büro oder Lager gesprochen wurde. Das machte er besonders, wenn er vorher den Buchhalter geärgert hatte und dieser nachher eine Zeitlang schimpfte.

Sonst war die Ausstattung unserer Büros nach heutigen Begriffen äusserst bescheiden. Die **Buchhaltung** wurde in Handschrift geführt, mit Federhalter und Tinte. Für das Zusammenzählen gab es zwei Rechenmaschinen mit Handhebel. Sogar abzählen konnte man mit ihnen, aber multiplizieren nicht.

Im Weiteren gab es drei alte schwere Schreibmaschinen, Vorkriegsmodelle aus den USA und schon etwas ramponiert. Mit ihnen hatten wir manchmal Geschäftsbriefe zu schreiben. Meist begannen sie mit „Sehr geehrte Herren“ und endeten „mit vorzüglicher Hochachtung“. Nur selten blieb es bei einem „hochachtungsvoll“. In krassen Fällen reduzierte man auf „achtungsvoll“, aber das kam schon fast einer Beleidigung nahe.

Im Fabrikationsraum waren an den Wänden noch die Spucknäpfe aus früherer Zeit (MSA) befestigt, aber sie durften nicht mehr benützt werden. In andern Räumen waren noch die alten Transmissionswellen zu sehen.

Die Schoggifabrik hatte auch viele Kunden im Dorf Adliswil. Da gab es mehrere **Konsumvereine**, zum Teil noch mit Filialen, kleine private „Lädeli“, angeschrieben mit „Handlung“ oder „Kolonialwaren“, dazu mehrere Bäckereien. Bald hatte ich diesen Läden die bestellten Waren zu liefern. Mit dem Geschäftsvelo fuhr ich dazu an die Albis-, Sood- und Kilchbergstrasse und in die Sihlau, für mich eine willkommene Abwechslung.

Die meisten Pakete für die vielen Kunden in der ganzen Schweiz wurden aber per Post oder Bahn verschickt. Wenn es nicht zu viele waren, brachte sie der Packer mit Velo und Anhänger – dem einzigen Fahrzeug in der Firma – zum Bahnhof und zur Post, diese befand sich damals noch an der Albisstrasse. Bei grösseren Mengen brachte ein Camionneur die Sendungen mit einem Pferdefuhrwerk dorthin.

Im Büro bekam ich später **neue Aufgaben**. So hatte ich auch die Löhne für die Arbeiterinnen und Arbeiter auszurechnen. Die Frauen verdienten pro Stunde etwa 80 oder 90 Rappen, die beiden Männer etwa 1.20 Franken. Es kam auch vor, dass ich das Geld für die Auszahlungen auf der Bank holen musste, mit der Bahn beim „Bankverein“ in Zürich.

Schwierig war es, die **Rohstoffe** für die Schokolade zu beschaffen. Der Import wurde von einem Kriegswirtschaftsamt in Bern gesteuert, dem auch die Rationierungsmarken eingesandt werden mussten. Vor allem die raren Kakaobohnen kamen mit Handelsschiffen von Afrika über den italienischen Hafen Savona. Auch Zucker, Mandeln, Haselnüsse und Milchpulver wurden nur knapp zugeteilt. Manchmal wurden deshalb Ersatzstoffe verarbeitet, so etwa Feigenextrakt oder andere Zuckerarten.

Auch nach Kriegsende war die Schokolade bis etwa 1946 **rationiert**, es gab pro Person und Monat 150 Gramm Schokolade und Confiserie. Wer in den Läden etwas kaufte, musste dafür Coupons abgeben. Die Läden ihrerseits sandten die Coupons zu hunderten und tausenden den Fabriken. Es gehörte zu meinem Aufgaben, stundenlang solche Marken auf Bogen zu kleben, damit sie nach Bern gesandt werden konnten. Dazu musste ich ins Privatbüro sitzen, und zwischendurch kontrollierte Frau Sturzenegger meine Taschen, ob ich nicht etwa Coupons für mich abgezweigt habe. Aber das hätte ich nie gewagt.

Auch Honig und Eier waren zu dieser Zeit rar. Doch der dorfbekannte Sturzi hatte nicht nur ständig Durst, sondern auch immer wieder gute Einfälle. Oberhalb der Fabrik am Waldrand errichtete er ein Bienenhaus und betätigte sich als Imker. Dann kam ihm, wohl nicht ohne Hintergedanken, die Idee, Likörfläschli mit Schokoladeüberzug herzustellen. Kirsch, Rum, Cognac und Malaga wurden in Zehnliterflaschen gekauft und im abseits gelegenen Archiv gelagert. Von diesem Zeitpunkt an hatte unser Chef auffallend häufig irgendwelche alten Geschäftsunterlagen zu suchen. Die waren regelmässig „bereits im Archiv“, und er behändigte den Schlüssel und ging sie immer persönlich suchen.

Zum **Likörfläschlimachen** brauchte es viel Zucker. Wenn dann im Sommer wegen der Hitze alle Fenster der Fabrikhalle offen standen, flogen haufenweise die Bienen herein und taten sich an den mit Zucker vermengten Likören gütlich.

Und da auch die Eier knapp und rationiert waren, entstand aussen an der Fabrikwand, im Winkel gegen die Sihl, Sturzeneggers Hühnerhof. Leider fand er dort allzu oft angebissene Hühner vor.

Ratten von der nahen Sihl trieben ihr böses Werk. Als wieder einmal die Hühnerschar aufgeregt gackerte, bewaffnete Sturzenegger mich, den Packer und einen Confiseur mit Stecken. Wir umstellten das Hühnerhaus, und Sturzenegger kippte es. Zwei Ratten stürzten hervor. Die eine erlegten wir, die andere entwischte hart an unsern Füßen vorbei.

Die **Ratten und Mäuse**, es gab von beidem viele, waren eine Plage. Die Rohre der Zentralheizung waren zwischen den Räumen nicht eingemauert, sondern, hatten Spielraum. Wenn nicht geheizt wurde, kamen des öfteren Mäuse durch die Tunnels spaziert, liessen sich von uns nicht weiter stören und machten sogar das Männchen.

Im zweiten Lehrjahr war ich bereits der Dienstälteste im Büro, denn schon zweimal hatte der Buchhalter gewechselt, auch der Fakturist war ausgetreten, dafür war ein zweiter Lehrling eingetreten. So musste ich manche neue Arbeit übernehmen, und ich lernte viel dabei. Dafür erhielt ich nun 80 Franken **Monatslohn**, zehn mehr als im ersten Lehrjahr. Das Geld gab ich ganz selbstverständlich zu Hause ab. Meine Eltern waren darauf angewiesen; die Lebensmittel waren der grösste Budgetposten, und für neue Kleider oder Schuhe reichte es kaum. Ich bekam anfänglich ein Sackgeld von 5 Franken im Monat, später mehr, dazu das Bahngeld für die Fahrt zur Berufsschule in Zürich.

Voller Stolz zeigte ich einmal meinem Lehrmeister das **Berufsschulzeugnis**. Es waren drei Einer drin. Damals war 1 die beste, 5 die schlechteste Note. Ich hatte aber in jedem Fach viermal gefehlt, und so stand im Zeugnis als Absenzen auch eine Reihe Vierer. „Du heilige Bimbam, alles Vierer, was

han ich für en Stift“ rief der Lehrmeister, und erst jetzt bemerkte ich seinen glasigen Blick. „Gibs de Frau, si sölls underschribe.“

Die **Rattenplage** störte Sturzenegger immer mehr, und er ersann Abhilfe in Form eines Hundes. Das angeschaffte Tier war ein Riesenschnauzer, denn diese Rasse, so hatte er herausgefunden, sei besonders scharf auf Ratten. Aber unser Hund war kein Typischer seiner Rasse. Nie hat er einer Ratte etwas zuleide getan oder auch nur eine aufgestöbert. Im Gegenteil, wenn in einem versteckten Winkel etwas knisterte und man ihn davorstellte, wich er mit gestäubten Haaren rückwärts und suchte das Weite. Dagegen richtete er dauernd Unheil an, denn er war ein übermütiger junger Geuggel.

Nie blieb er ruhig, immer sauste er voll Tatendrang in der Fabrikhalle umher, zwischen Tisch-, Stuhl- und Frauenbeinen durch. So beschloss man, ihn zeitweise einzusperren.

Die ganze Fabrik bestand aus sehr hohen Räumen, so auch das Privatbüro. Dort stand auch ein sehr hoher Kasten, und auf diesem, ohne Leiter unerreichbar, die Flaschen mit den Essenzen. Diese **Essenzen**, die den Zucker-Bouchées, den Vanille-, Himbeer- oder Zitronengeschmack verliehen, kosteten schon damals um hundert Franken die Flasche, und kleinste Mengen davon reichten für viele hundert Schokolädli. Und nun wurde der Hund in dieses Privatbüro eingesperrt, denn passieren konnte ja nichts. Und doch, nach einiger Zeit erklang aus dem Büro ein gewaltiges Klirren. Der Hund hatte es geschafft, auf den Kasten zu springen und die teure Ware hinunter zu schmeissen. Tagelang roch es nun im Privatbüro und der näheren Umgebung penetrant nach Vanille, Himbeeren und Zitronen.

Also sperrte man das Tier anderswo ein: im Fertiglager. Da lagerten auf Gestellen in Kartonschachteln zu hundert Stück die verschiedenen Produkte, gut verpackt und zugeklebt. Aber auch hier wusste sich der Hund zu helfen. Als man ihn herausholte, lag am Boden eine aufgebissene Kartonschachtel. Von den hundert Schoggistengeln hatte er etwa neunzig gefressen oder angefressen, die meisten mitsamt dem Silberpapier.

Nun nahm ihn Sturzi eben mit auf seine Spaziergänge, die aber oft schon im nahen Restaurant „Sihlau“ endeten. Dort hörte der Hund andächtig zu, wenn sein Meister Klavier spielte. Aber zurück in der Fabrikhalle, da ging es wieder los. So lebte er weiter in Saus und Braus, stellte täglich etwas an, und Sturzenegger wollte ihn wieder verkaufen. Aber dazu kam es nicht mehr. Schon kurz darauf fand sein Hundeleben ein jähes Ende. Er tollte übermütig zwischen Stuhl- und Tischbeinen durch, krachte frontal in ein Tischbein, brach sich dabei das Genick und war mausetot.

Im Sommer 1947, nach Ende der Rationierung, wurde Sturzenegger ein grosser Posten Buttercreme angeboten. Er machte damit **Fabrikationsversuche**, bis ihm eine recht gute Schokolade gelang. Der Posten wurde gekauft, und beim Grafiker Kaul, einem Bruder des damaligen Dorfpfarrers [*Ernst Kaul*], ein Entwurf für einen Umschlag bestellt. Den liess man in Mengen drucken und kaufte dazu das passende Silberpapier im Spezialformat.

Als alles beisammen war, sagte Sturzenegger etwa jede Woche einmal: „Jetzt fangen wir dann an mit der Buttercreme-Schoggi“. Das sagte er so lange, bis man eines Tages feststellte, die Buttercreme sei ranzig geworden. Man übergab sie dem Abfuhrwesen, und die schönen Umschläge wurden nie gebraucht.

Gegen Ende meiner Lehre geschahen noch ähnliche **Missgeschicke**.

Nach dem plötzlichen Ende der Rationierung hatten sich im ganzen Land die Leute in den Läden auf die noch vorrätige Schoggi gestürzt, und innert zwei oder drei Tagen waren die meisten ausverkauft. In grossen Mengen kamen nun die Nachbestellungen. Die Produktion wurde angekurbelt, aber die nötigen Rohstoffe waren noch nicht leicht zu beschaffen. Für die damals sehr beliebten „Stauffacherli“, Schoggistengel mit Waffeleinlage, wurde für eine fehlende Zutat ein einwandfreier Ersatz gefunden. So konnten die Kunden beliefert werden, aber in den fertigen Stengeln kam es zu einer allmählichen Reaktion; sie begannen, seifig zu schmecken. In Mengen wurden sie von den Läden zurückgesandt.

Es dauerte nicht lange, und neue Bestellungen trafen nur noch spärlich ein. Die Konsumenten verlangten wieder vermehrt die **bekanntesten Marken** wie Lindt & Sprüngli, Nestlé und Cailler. Auch zwei Reisevertreter, die nun den vielen alten Kunden nachgingen, konnten die Lücken nicht füllen.

Es war eine einmalige Lehre, die ich erlebte. Täglich geschah etwas Lustiges oder Komisches, nie war es langweilig. Die meisten Arbeiten musste ich ohne Erklärungen lernen und machen, denn während meiner Lehre kamen und gingen vier Buchhalter, und dazwischen war keiner da. Auch im Betrieb war viel Wechsel, einmal arbeiteten vor Weihnachten 120 Personen, dann waren es im Sommer nur noch 20. Es waren schillernde Gestalten darunter, und vom einen oder andern wurde gemunkelt, er kenne *[das Gefängnis]* Regensdorf von innen.

1948 ging es immer deutlicher bergab. Öfters erschien nun der **Gemeindeweibel Bosshard** mit „Urkunden“, und Frau Sturzenegger hiess mich, eingenommenes Bargeld nicht mehr auf die Post, sondern gleich dem Betreibungsamt zu bringen.

Wenige Monate nachdem ich die Lehre beendet hatte und ausgetreten war, ersuchte die Sturzenegger GmbH beim Gericht um Nachlassstundung; später wurde sie liquidiert.

[In den Firmenverzeichnissen des Kantons Zürich der entsprechenden Jahre lautet der Firmeneintrag: „Sturzenegger GmbH, Fabrikation von Chocolats, Pralinées und Biscuits“; das Stammkapital betrug 20'000.-; Geschäftsführerinnen waren Witwe Rosina Sturzenegger und Rosa Sturzenegger-Heusser, beide von Schwellbrunn; die Firma war 1939 gegründet worden und bestand bis 1955, Adliswil war aber erst ab 1945 Firmensitz]